

Gastkolumne

Nicht alle Populisten sind reissende Wölfe

Heute scheint der Populismus der natürliche Feind der Demokratie zu sein. Das war schon einmal anders – in der Schweiz



Caspar Hirschi

Als 1989 der Eiserne Vorhang fiel, schien der Triumph der Demokratie total. Genau zwei Jahrhunderte hatte der Kampf gedauert, vom Sturm auf die Bastille in Paris bis zum Durchbruch der Mauer in Berlin. Er war reich an Rückschlägen und noch reicher an Siegen: erst gegen die alten Monarchien, dann gegen den Faschismus, schliesslich gegen den Kommunismus. Niemand hätte es 1989 für möglich gehalten, dass dreissig Jahre später im siegreichen Westen wieder Bergpredigten für die Demokratie gehalten werden. Aber da stehen wir nun und reiben uns die Augen. Wie Jesus seine Jünger warnte, so warnen heute Demokraten ihre Mitbürger: «Hütet euch aber vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reissende Wölfe sind.» Mittlerweile schlägt sogar das unterkühlte britische Magazin «The Economist» mit einem angst-erregenden Titelbild Alarm. Auf einem kahlen Felsplateau steht ein vollgefressener Wolf im Schafspelz, hinter ihm dräuen die Gewitterwolken, unter ihm liegt das blutige Gerippe seiner Beute, und darüber steht gross: «Democracy's enemy within». Wer noch nicht gemerkt hat, von welchem Feind die Rede ist, findet die Antwort im Leitartikel: «Demokratien sterben, so denkt man gemeinhin, vor einem Pistolenlauf, durch

Putsche und Revolutionen. Dieser Tage jedoch werden sie eher langsam erdrosselt im Namen des Volkes.» «The Economist» identifiziert die Meuchelmörder der Demokratie in den Trumps und Johnsons dieser Welt. Wenn man sieht, mit welcher Chuzpe der britische Premier gerade das Parlament auszuhebeln versucht, kann man die Aufregung verstehen. Allerdings erweist das Bild des verschlagenen Wolfes den Populisten zu viel Ehre. Hinter ihrer Politik verbirgt sich kein Geheimplan zur Zerstörung der Demokratie, und sie sind alles andere als virtuose Verkleidungskünstler. Eher entblössen sie sich mit ihrem Grossmannsgetue, um sich anschliessend wie Exhibitionisten an der Entrüstung der politisch Züchtigen zu ergötzen. Noch weniger gleichen die Demokratien in Westeuropa und Nordamerika einer schutzlosen Schafherde. Sie sind schon mit ganz anderen Bedrohungen fertig geworden. Wenn wir glauben, die Demokratie verhalte sich zum Populismus wie das Lamm zum Wolf, liegen wir historisch falsch und handeln politisch tatsächlich wie Schafsköpfe. Man entzaubert Populisten nicht, indem man sie verteuft und sich selbst als wehrloses Opfer gibt. Wie aber stehen Demokratie und Populismus zueinander? Beginnen wir in der Gegenwart. Heutige Populisten betreiben eine Politik der reaktionären Gegenmoral. Sie sind Moralisten, weil sie im Namen des vermeintlich betrogenen Volkes Entrüstungssalven auf Eliten abfeuern, sie der Lüge und Korruption bezichtigen. Gleichzeitig sind sie Reaktionäre, weil sie gemässigte bis progressive Werte bekämpfen, ohne ein eigenes Normengerüst, geschweige denn eine Doktrin zu besitzen. Darin unterscheiden sie sich von



ILLUSTRATION: GABI KOPPE

Wenn wir glauben, die Demokratie verhalte sich zum Populismus wie das Lamm zum Wolf, liegen wir historisch falsch und handeln politisch tatsächlich wie Schafsköpfe.

Konservativen, aber auch von Kommunisten und Faschisten des letzten Jahrhunderts, die wegen ihrer totalitären Klassen- und Rassenideologie viel gefährlicher waren. Kommen Populisten auf demokratischen Wegen an die Macht, bleiben sie dem reaktionären Reflex verhaftet. Donald Trumps Agenda reduziert sich, egal ob es um Immigration, Gesundheit oder den Iran geht, auf eine lärmige Anti-Obama-Politik. Wie aber stand es früher um das Verhältnis von Demokratie und Populismus? Der Politologe Jürgen Mackert hat die provokative These aufgestellt, der Populismus sei historisch nicht als Zerstörer, sondern als Schöpfer der Demokratie zu betrachten. In der Tat machten bereits französische Revolutionäre wie Jean-Paul Marat populistische Propaganda, als sie «das kleine Volk» gegen «die Vaterlandsfeinde» aus Adel, Finanz und Klerus positionierten. Bloss trug ihr Populismus weniger zum Wachstum eines demokratischen Pflänzchens als zur Zerstörung der monarchischen Institutionen bei. Ein besseres Beispiel für Mackerts These bietet die Schweizer Geschichte nach 1860. Damals griffen radikale Populisten in mehreren Kantonen «die alles überwuchernde, aber ungesetzliche Geldaristokratie» an und wollten «die Volksherrschaft zu einer Wahrheit machen». Sie forderten das Initiativ- und Referendumsrecht, kostenlosen Schulbesuch, progressive Steuern und Pressefreiheit. Nach zähem, aber friedlichem Ringen mit den liberalen Eliten setzten sie die meisten Anliegen durch. Wir geniessen sie bis heute. Jede Zeit hat die Populisten, die sie verdient. Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

Medienkritik

Sollten wir alle auf Nachrichten verzichten?



Michael Furger

Wenn Sie gut leben wollen, sollten Sie diese Zeitung nicht lesen. Sie schadet Ihnen. Das behauptet jedenfalls der Schweizer Autor Rolf Dobelli in seinem neusten Buch. Er hält Nachrichten für irrelevant und manipulierend. Sie hemmten das Denken, machten unkreativ, förderten den Terrorismus und dergleichen mehr. Dobelli selbst liest weder Zeitung noch Online-Portale, hört kein Radio und sieht nicht fern. Er informiere sich über seine sogenannten Kompetenzkreise: Freunde und Familie einerseits und Beruf andererseits. So bekäme er alles mit, was wirklich wichtig sei, sagt er und rät allen, es ihm gleichzutun. Die Idee der kollektiven News-Abstinenz ist originell, aber sie funktioniert nur im Kopf eines ichbezogenen Zeitgeistphilosophen. Lassen wir mal beiseite, dass nicht jeder über derart wohlinformierte Kompetenzkreise verfügt wie Dobelli. Wenn alle seinem Rat folgen würden, gäbe es selbst in Dobellis Kreisen plötzlich niemanden mehr, der ihn informieren würde, wenn sich auf der Welt etwas Wichtiges zuträgt. Klimawandel, Wirtschaftskrise, brennender Amazonas: Alles weit weg, niemand hat davon erfahren. Dobelli kann sich seine Abstinenz heute nur leisten, weil andere für ihn die Nachrichten lesen. Damit erinnert er an jene Schlaumeier, die behaupten, Medien und Journalisten seien überflüssig, weil ja alles Wichtige im Internet zu finden sei. Wenn niemand mehr Nachrichten läse, gäbe es keine Medien mehr, und wir würden auch von Dobellis Büchern kaum etwas erfahren. Denn der Autor hat für sein neuestes Werk natürlich Medieninterviews gegeben und damit exakt die Mechanismen der Nachrichtenindustrie bedient, die er kritisiert: mit einer kontroversen These möglichst viel Aufmerksamkeit erzeugen, um den Verkauf anzukurbeln. Ich weiss nicht, ob ich das raffiniert oder nur unendlich dreist finden soll.

Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Kinderlos – und unterwegs in die Filterblase



Nicole Althaus

Kaum sind die Kinder ein paar Tage aus dem Haus, verkomme ich zusehends. Die Wäsche bleibt ungewaschen, das Brot schimmelt vor sich hin, der Kaffee ist alle, der Kühlschrank leer. Selbst die honigfreie Müeslisorte, die in einem Anfall von Gesundheitswahn angeschafft und fortan von allen Familienmitgliedern grosszügig den andern überlassen wurde, neigt sich dem Ende zu. Sie kennen diese Nachlässigkeit vielleicht auch, die sich breitmacht, wenn der Stundenplan des Nachwuchses den Alltag nicht mehr diktiert. Man verliert jede vernünftige Tagesstruktur, steht am Nachmittag auf, isst bis 16 Uhr nichts, gegen Mitternacht dafür ganz viel. Vielleicht können nur Mütter und

Väter wirklich nachvollziehen, wie es sich anfühlt, nach jahrzehntelangem Pflege- und Wäshedienst einfach einmal störungsfrei vor sich hin zu existieren. Ich jedenfalls habe die temporäre Verwahrlosung bisher immer genossen. Sie erinnerte mich ein bisschen an mein chaotisches Studenten-WG-Leben, einfach mit besserem Wein. Doch als ich gestern den letzten Schluck Milch über die trockenen Flocken schüttete, die niemandem schmecken, auch mir nicht, und sie mangels Alternative hungrig auslöferte, bin ich doch etwas erschrocken. Zuletzt ist mir das nämlich 1997 passiert. Der Grund damals war akuter Liebeskummer. Nun ist es nicht so, dass ich wegen der Abwesenheit der Töchter an Herzschmerz leiden würde. Ich vermisste sie zwar, nicht aber die Hausarbeit, die ihretwegen angefallen ist. Bisher allerdings war die temporäre Kinderfreiheit stets zu kurz, als dass mir wirklich bewusst geworden wäre, was diese mit mir anstellt. Und damit meine ich nicht meinen Hang zur haushalterischen Totalverweigerung. Ich verkomme auch sonst zum Sonderling. So ein Wochenende – auch ein langes – vergeht schon einmal, ohne dass ich mit einer einzi-

gen Meinung konfrontiert werde, die ich nicht selbst teile. Ich habe es nämlich gern still, wenn ich einmal nicht von Kindern zugetextet werde oder sie selber zutexte. Treffe ich Bekannte auf der Strasse, bin ich so kurz angebunden, als wären die Worte kontingiert. Und so kam es mit Ausnahme der Coiffeuse, die ich kürzlich besucht habe, zu keiner nennenswerten sozialen Interaktion mit Menschen ausserhalb meines Freundes- oder Kollegenkreises. Ist das, was übrig bleibt, wenn die Kinder wegfallen, die selbstverschuldete Ruhe in der eigenen Echokammer? Tatsächlich ist es als Mutter von Klein- oder Schulkindern gar nicht möglich, sich irritationslos in der eigenen Filterblase zu verkriechen. Diese zerplatzt schon beim ersten Gang auf den Spielplatz. Unterhält man sich dort doch zwangsläufig auch mit Menschen, die man, wäre man kinderlos, grossräumig umfahren hätte, weil zwischen ihnen und einem selbst der Grand Canyon liegt. Auf die Sandkastengespräche folgen die Elternabende an der Primarschule. Sie sind so bunt, wie ein türkischer Basar, vorausgesetzt man lebt nicht im Zürcher

Meine Töchter haben mich davor bewahrt, in einen von Jahr zu Jahr enger und gleichförmiger werdenden Kreis hinein-zualtern.

Seefeld oder einem ähnlich sozial segregierten Quartier. Und das ist durchaus gesund. Zwar existiert man fortan nur noch als die «Mutter von xy», aber so selbstverständlich wie mit schulpflichtigen Kindern wird man wohl nie mehr mit Lebensentwürfen und Weltansichten konfrontiert, die maximal weit von den eigenen entfernt sind. Kinderfreundschaften nehmen null Rücksicht auf Bankkonto, Berufsgattung, Parteizugehörigkeit und Hautfarbe der Eltern. Meine Töchter, denke ich und quetsche die Müeslischüssel in die übervolle Spüle, haben mich davor bewahrt, in einen von Jahr zu Jahr enger und gleichförmiger werdenden Kreis hinein-zualtern. Sie störten permanent meinen selbstgebastelten Algorithmus, mit dem ich, wie die meisten Menschen, meinen Erlebnisraum sortierte und fragmentierte. Dafür kaufe ich eigentlich ganz gern wieder regelmässig ein, sobald Tochter II aus Amerika zurückkehrt. Wenn sie dereinst ebenfalls auszieht, muss ich mir vielleicht doch einen Hund zulegen. Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».